

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 25 (1949-1950)
Heft: 10

Artikel: Das süsse Gift : hinter den Kulissen eines Dancings
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1069097>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Illustration von Hugo Laubi

DAS SÜSSE GIFT

Hinter den Kulissen eines Dancings

Vom alten Herkules

ES WAR gerade Pause, als die zwei Mädchen durch die Türe des O. M. traten. Offiziell heißt das Dancing « Old Mike », von den Klienten wird es aber O. M. genannt, bei den ganz Vertrauten heißt es « Maieriesli ». Das Erscheinen der beiden Damen löste eine kleine Sensation aus. Sie waren zwar recht hübsch, aber ihre Kleider und ihr Auftreten zeigten auf den ersten Blick, daß sie nicht hierher gehörten. Ich bilde mir

ein, eine ziemliche Lebenskenntnis zu besitzen und erkannte deshalb sofort, daß es sich offenbar um zwei zukünftige Sozialfürsorgerinnen handelte, die von der Gefahr der Dancings für die Jugendlichen gehört hatten und nun an Ort und Stelle Studien treiben wollten.

Nun, ich habe immer gefunden, daß unsere Bildung darunter leidet, daß man allzuviel Wissen aus zweiter Hand bezieht.

Ich lese deshalb lieber die «Lettres persanes» als etwas über Montesquieu, gelegentlich etwas von Sartre — den ich allerdings nicht schätze —, aber nie ein Buch über Sartre.

Auch die jugendliche Kundschaft hatte die beiden Fräulein zweifellos richtig eingeschätzt. Mit Sozialfürsorgerinnen waren ja schon viele von ihnen in Berührung gekommen.

Nach einer Viertelstunde bestätigte der Oberkellner Theo, der alles weiß, meine Vermutung. «Weißt du, was sie von dir gesagt haben?» Er schüttelte sich vor Lachen. «Die Ältere hat die Jüngere auf dich aufmerksam gemacht und gesagt, dort sitze ein typischer Lebemann, vielleicht sogar ein Mädchenhändler.»

Nun mußte ich trotz allem lachen, denn wenn ich etwas nicht bin, ist es ein Lebemann, und wenn es auf der ganzen Welt einen Mann gibt, vor dem die Frauen jeden Alters sicher sind, dann bin ich es. Ich bin Familienvater und Schwerarbeiter, und die Kundinnen eines Dancings haben für mich etwa so viel erotische Anziehungskraft wie die Patientinnen in der dermatologischen Klinik für den Oberarzt.

Es ist mir nicht an der Wiege gesungen worden, daß ich einmal in einem solchen Milieu, wie das O. M. darstellt, Abend für Abend dieselben Melodien herunterleiern würde. Damals, als ich noch als jugendlicher Idealist am Konservatorium übte, war ich erfüllt von Beethoven, Mozart, Bach, und ich hätte es für unter meiner Würde gehalten, auch nur im engsten Freundeskreis einen Walzer zu spielen. Aber das ist lange her. Die harte Wirklichkeit hat diese Träume in Schäume aufgelöst, und jetzt bin ich einer der vielen Barpianisten, die froh sind, wenn sie in einer Bar oder in einem Dancing schlecht bezahlte Arbeit finden. Hier bin ich einfach «der alte Herkules». Diesen Übernamen verdanke ich nicht meinem Alter — ich bin erst fünfzig — und auch nicht etwa meiner Körperkraft, sondern dem Umstand, daß ich einmal einem baumstarken, betrunkenen Kerl, der mir im Rausch ein Glas Whisky in den Kragen goß, einen Stoß gab, wobei

der Angreifer ausglitschte und liegen blieb, weil er — glücklicher- oder unglücklicherweise, wie man's nimmt — zwei Rippen gebrochen hatte.

Enfin, lassen wir das. Aber eines ist sicher, es ist schade, daß die beiden studienbeflissenen Damen sich nicht an mich gehalten haben. Ich hätte ihnen eine Vorlesung über Dancings, wie sie wirklich sind, halten können.

DAS PUBLIKUM macht sich von diesen Etablissements meistens falsche Vorstellungen. Ich habe kürzlich in einer Frauenzeitung folgende Sätze gelesen:

«Eine besonders unerfreuliche Treibhausblüte unserer Großstädte bilden die Dancings. Diese Lokale sind eigentliche Schulen der Korruption. Hier geht es hoch her. Der Champagner fließt in Strömen, und viele der jugendlichen Besucher vergreifen sich an fremdem Eigentum, um den übersteigerten Lebensaufwand mitmachen zu können. Minderjährige Mädchen werden hier von erfahrenen Prostituierten auf den Pfad des Verderbens gelockt» usw. usw.

Das alles ist barer Unsinn. Die Dancings werden fast ausschließlich von jungen Leuten besucht, die über sehr wenig Mittel verfügen. Logischerweise trifft man deshalb in ihnen keine Prostituierten, im Gegensatz zu den Bars, welche hauptsächlich Geschäftsleute zu ihren Kunden zählen und die deshalb eine natürliche Börse für käufliche Frauen darstellen.

In den typischen Dancings sind die meisten Gäste weniger als 30 Jahre alt. Allen ist etwas gemeinsam: der Mangel an Geld.

Wenn man die soziologische Struktur unseres Publikums unter die Lupe nimmt, muß man eine jüngere und eine ältere Schicht unterscheiden. Sprechen wir zuerst von den Älteren. Sie bilden den eigentlichen Bodensatz. Das Gemeinsame unter ihnen besteht darin, daß es sich fast ausschließlich um verkrachte Existenzen handelt. Die auffällige gute Kleidung täuscht den Kenner nie über die wirkliche Lage.

Einen großen Prozentsatz bilden die sogenannten « Mäpplimannen », also Leute, die als Vertreter irgendein schlechtgehendes Produkt vertreiben. Man geht zum Teil in das Dancing unter dem Vorwand, hier Geschäfte zu tätigen und kommt sich dabei als ganz großer Geschäftsmann vor. In Wirklichkeit ist alles Bluff. Wenn man während des Krieges den Gesprächen zuhörte, hätte man meinen können, man hätte es mit Groß-Schiebern zu tun. In Wirklichkeit ging es aber um kleine und kleinste Quantitäten. Wie oft wurde mir von einem solchen « Geschäftsmann » mit geheimnisvoller Miene Salami oder Reis angeboten. Der Betreffende verfügte aber nicht über Wagenladungen, sondern höchstens über zwei bis drei Kilo. Da dieser Artikel bereits durch zehn Hände gegangen war, kann man sich vorstellen, daß der Profit des einzelnen Zwischenhändlers nur wenige Batzen betrug. Das ist aber dem Betreffenden auch gar nicht so wichtig.

Alle diese Scheinfirmen sind Anhänger der Philosophie des « als ob ».

Wichtig ist, daß Jim zu seinem Kollegen Jack über den Tisch flüstern kann — wobei die Hand auffällig vor den Mund gehalten und immer so laut gesprochen wird, daß es die ganze « Blattere » hört — « Was meinsch dänn, ganz große Sach, was meinsch, feuf Waggon Öl, grad a der Gränze, cha si nu inne cho laa, ganz en große Schnitt. Das isch dänn de goldig Schnitt! Wänns klappet, Jack, ich säg der eis, zäh Riese sind sicher, das git en Plausch! » (Ein « Riese » ist eine 100-Franken-Note, ein « Plausch » kann alles bedeu-

ten, von einem großen Coup bis zu einem Beischlaf mit einem Mädchen.)

Fünf Minuten später konnte man den gleichen Großschieber in der Toilette seine Barschaft zählen sehen, um nachzuprüfen, ob er die zwei Franken besaß, die nötig waren, um den Americano oder das Coc (Coca-Cola) zahlen zu können.

Letzthin sagte mir ein solcher Brasseur d'affaires, ein stellenloser Fensterreiner, er habe in Paris 10 000 Lippenstifte bestellt. Die fünf Güterwagen (!) lägen bereits im Freilager.

Ich verzog keine Miene. Seine beiden Begleiterinnen — beide arbeiten in einer Konfiseriefabrik — machten aber große Augen und bestaunten den Helden wie ein Kind den Samichlaus.

Grundbedingung für dieses Treiben ist allerdings, daß man « gut in der Büchs » (Kleidung) ist. Sie muß von *dem* Schneider stammen, wobei auf keinen Fall das italienische Westchen fehlen darf. Aus dem Täschchen läßt sich ja so glänzend mit nur zwei Fingern der « Schnägg » (Fünffrankennote) herausklauben, als ob man zu träge wäre, das bespickte Portefeuille aus der Tasche zu holen und nun so ganz beiläufig einen « Einsamen » gefunden hätte. Man ruft der « Trinkgeldsäule », fährt geistesabwesend in die Westentasche, runzelt die Stirne, als ob man da unverhofft auf etwas Kleingeld gestoßen wäre, zieht den Lappen mit einer zerknüllenden Bewegung hervor und wirft ihn mit verächtlicher Gebärde auf den Tisch. Man hat ja schließlich andere Sorgen, als sich mit der verdammten Zahlerei abzugeben.

Da musste ich lachen...

Kürzlich stieg ich am Berninaplatz in einen überfüllten Vierzehner. Vor mir betrat eine reizende Brünnette den Wagen. Wir hatten bereits einige Stationen passiert, als sie endlich ans Billettlösen kam.

Sie: „Paradeplatz, bitte!“

Kondukteur: „Igstige?“ (Wo eingestiegen?)

Sie (ganz unschuldig): „Ja.“

„Berninaplatz“ hätte ich soufflieren mögen, aber eben, ich mußte lachen.

Max Noetzli.

Diese Ältern sind die eigentlich gefährlichen Elemente. Sie haben sehr oft ihre « Swing time » hinter sich, geheiratet, weil sie glaubten, eine Heirat käme billiger als die Bezahlung von Alimenten, und sind bereits wieder geschieden. Sie stehen nun vor einer Zukunft, vor der sie Angst haben. Sie wollen vergessen. Alles ekelt sie an. So fliehen sie in die Scheinwelt und Plauschwelt des Dancings zurück.

Viel tragen auch die schlechten Wohnungsverhältnisse bei. Man entflieht den kahlen vier Wänden, um für einen oder zwei Franken für Stunden in der großen Welt zu sein. Man hat kein Geld, um einen Vorrat an Brennmaterial für den Ofen zu kaufen, aber zwei Franken kann man immer auftreiben.

Man sitzt also nach der Ehe wieder dort, wo man früher war, als man noch frei war, nur ist man durch die Heirat und die Erfahrung im Lebenskampf etwas rücksichtsloser geworden. Man ist mit allen Wassern gewaschen. Man genießt die Bewunderung der jüngern Kollegen. Man ist « en Gfürchige, en Grusige ». Wenn Daisy in « Trubel » (von trouble, Schwierigkeiten, vor allem Schwangerschaft) kommt, so weiß sie, wo sie Rat finden kann.

DIESE GESCHIEDENEN oder zum Teil einfach auch Ältern sind es meistens, welche die neuen, vielleicht kaum 16jährigen Daisys « in die Zange nehmen ». Sie haben den Blick dafür. Meistens werden diese « Tüpfi » durch eine ältere Schwester oder Freundin ins Lokal geschleppt, wo es ihnen dann tatsächlich auch gar nicht schlecht gefällt. Man hat ja kaum den ersten Liebesroman aus der Leihbibliothek um die Ecke verdaut, und darin kam auch ein John vor, der mit Geld nur so um sich warf. Endlich kommt man auch in die « Gesellschaft ». Die Alten zu Hause verstehen das natürlich nicht. Im Grunde genommen sind sie nur neidisch. So denkt Daisy beim rassigen Rumba in den Armen eines verführerischen, aalglatten Schnäuzlers.

Auch bei den Burschen beginnt die Einführung in das Dancingleben oft in der Sekundarschule. Man trifft mit Kameraden

zusammen, die den Betrieb schon kennen und beginnt, deren Frisur nachzumachen, wobei die vordern Haare zu einer Art Rolle oder Welle gekämmt werden, indem man zuerst die Welle kämmt und sie dann durch schwaches Schlagen auf den Kopf aufstellt, so wie man etwa durch das Verschieben des Tischtuches Falten erhält. So versucht man, vorläufig äußerlich, den Ältern, 18- bis 19jährigen zu imitieren, der jeden Abend in seinem « Saftladen » liegt und nur auf die ganz große Masche macht. Hat er nicht gerade gestern den « großen Schnitt » getätigt (sprich: einen Kugelschreiber um 50 Rappen über dem Einstandspreis verkauft)? Man bewundert den Jack aus dem Nebenhaus, der fast jeden Abend eine « Wildsau » (Swing-Grite, Mädchen) abschleppt.

Man will seinen Vorbildern nachkommen und sie womöglich noch übertreffen. Bald hat man gelernt, die Konversation zu meistern, wie sie in diesem Milieu üblich ist. Wenn man den Paaren zuschaut, wie sie aneinander geschmiegt tanzen und einander etwas ins Ohr flüstern, so könnte man vermuten, es handle sich um zärtliche Liebesgespräche, aber der sentimentale Unterton ist in diesen Kreisen verpönt. Da man sich wenig zu sagen hat, bilden die Kollegen ein beliebtes Gesprächsthema.

« Du, gaasch eigentli nümme mit em Jim? » fragt er, worauf sie antwortet: « Ja chasch danke, dä Chlaus han i scho lang abghängt ». (Nebenbei bemerkt, eine Ausdrucksweise, die auch immer mehr bei höhern Töchtern Eingang findet.)

Oder sie erkundigt sich etwa eifersüchtig: « Gäll, gaasch jetz mit der Trudle. Muesch öppe nüd meine, ich ha si geschtert mit em Paul gseh. » Worauf er antwortet: « Ja chasch danke, Trudle isch nu e churzi Sach gsi, weisch primitiv — isch nüd min Fall. Mir hätt der Tokter die tüür Frau verschribe. »

Wenn man seine Partnerin noch nicht kennt, stellt man sich vor. Ein Gipserhandlinger zum Beispiel macht das etwa folgendermaßen: « Min Name isch Salami, Salami Fernando, für Sie bin ich eifach de Jacky. Vorläufig chrampf i na uf emene

Architekturbüro, aber nüme lang. Wänn dänn de säb glingt, won i ob ha, Maitli, dänn kännsch du de Jacky nüme, das säg der dänn, dänn isch alles OK.»

Mit Widerwillen geht man in eine Lehre — sofern man dies von Haus aus vermag —, in der es einen aber dann meistens schon nach einigen Monaten «verjagt». Nun, das macht nichts, aus dem kleinen Lehrlingslohn bringt man die nötigen Rubels (Franken) doch nicht zusammen, denn ein Samstagabend allein kann doch ziemlich rasch «en Schnägg garniert» (fünf Franken ungerade) kosten. Ist es deshalb nicht angenehmer, als Hilfsarbeiter oder Ausläufer jede Woche zwei Holzhacker (eine 50-Franken-Note, so benannt nach dem Holzfäller Hodlers) zu verdienen? Man ist ja nur einmal jung.

Nun hat man mehr Geld zur Verfügung, aber gerade das führt oft zu Streitereien mit den Eltern. Diese leben gewöhnlich auch in schlechten Verhältnissen und möchten, jetzt wo der Sohn mehr verdient, begreiflicherweise einen Beitrag an die Unterhaltskosten erhalten. Die Jungen sehen aber nicht ein, weshalb sie jeden Samstag «Kies abladen» sollen. So entsteht ein eigentlicher *circulus vitiosus*. Um der ungefreuten Atmosphäre zu entfliehen, flüchten die Jungen in die Dancings. Infolgedessen können sie kein Kostgeld mehr bezahlen, was dann die Atmosphäre zu Hause noch ungefreuter macht. Dieser Teufelskreis ist ein wesentlicher Faktor, der viele Jugendliche in die Dancings treibt. Dort findet man Kollegen, die zu Hause im selben Schlamassel stecken.

IST ABER der erste Schritt in die Treibhausluft der Dancings getan, dann ist es schwierig, aus dieser bequemen Scheinwelt wieder zu entfliehen.

Denn nun kommen die Wünsche. Im Zentrum aller Phantasie steht das Auto. Im Traum sieht sich jeder in einem blendenden, fabrikneuen Buick eight oder sonst einem stark verchromten Modell vor seiner Stammpinte vorfahren. Dann würde man den gar nicht erstaunten Kollegen — sie alle besäßen ja auch einen Wagen, wenn

sie nur einmal Zeit hätten, ihn zu kaufen — mit gleichgültiger Miene erklären: «Was meinsch, geschter gkauft, 15 Mille und 5 Holzhacker plus e chli Chligäld. Ich mache 150 uf der Gerade, es isch en Gruus.»

Da würden dann die kleinen Swing-girls Augen machen. Jetzt würden alle Daisys, Blackys und Marys einander zuflüstern: «Was meinsch, er isch en dänn.»

Man würde einige Sprützfährtli unternehmen, kurz, «me wär en dänn.» Meistens bleibt es allerdings bei der Phantasie.

Wie oft in einem Dancing von 17-, 18- oder 19jährigen ein Auto verhandelt werden kann, ist geradezu phantastisch. So wurde an einem einzigen Abend fünfmal derselbe Opel Captain zu 5 Mille «verkauft». Man erklärte mir alle Details. Es stellte sich dann heraus, daß der Opel Captain überhaupt nicht existierte. Der erste Erzähler hatte ihn erfunden. Der zweite betätigte sich bereits als Zwischenhändler, obwohl er wahrscheinlich selbst nicht an den «großen Schnitt» glaubte. Das ist aber auch nicht wichtig. Wichtig ist der Schein. Man ist für einen Abend Großkaufmann, der mit Autos um sich schmeißen kann.

Deshalb besitzen auch verhältnismäßig viele dieser Gesellen die Fahrbewilligung, die sie mit Mühe und großen finanziellen Opfern erworben haben. Man mietet dann ab und zu einen Wagen, oft mit Hilfe eines ältern Freundes, dem man dafür die Gefälligkeit erweist, für ihn auch noch eine junge «Grite» mitzunehmen. Solche Weekend-Fahrten lassen dann das Prestige des Betreffenden blitzartig steigen. Die Daisys reißen sich um ihn. Er ist ein Vertreter der großen Welt, wie man sie vorgestern für Fr. 1.10 im Kino erlebte.

All die erstrebenswerten Ideale dieser triebhaft lustbetonten Welt, nämlich Luxus, keine Arbeit, gute Kleidung, Auto und tüüri Fraue (gemeint sind nicht teuer zu kaufende, sondern gut aussehende), sind nun aber schwierig zu erreichen, und so ist die Versuchung sehr groß, vom geraden Wege abzuweichen.

Vielleicht der harmloseste Ausweg liegt darin, daß man versucht, sich auf andere

Art und Weise hervorzutun. So macht sich mancher als «gfürchige Schläger» berühmt, der überall, wo es möglich ist, versucht, einen schwachen Gegner «abehacke». Viele dieser Bürschchen sind wahre Routiniers im Inszenieren solcher Szenen.

Das geht gewöhnlich folgendermaßen vor sich: Während des Tanzens stößt man absichtlich brüsk gegen ein anderes Paar, das meist zum erstenmal im Lokal ist. Reagiert der Angestoßene nicht, so macht man noch irgendeine abschätzige Bemerkung, bis schließlich das Opfer nicht mehr anders kann, als mit einem schüchternen: «Passed Sie doch uf!» zu reagieren. Nun regt man sich «fürchterlich» auf und schnarrt: «Häsch welle zünde, chumm nu use.» Damit meint man, daß der Angesprochene sich vor dem Lokal zum Kampf stellen soll, damit man ihn k. o. schlagen kann.

Nützen auch diese Frechheiten nicht, so beleidigt man die Freundin des Tänzers mit Bemerkungen wie: «Die Wildsau chan ja nöd tanze», oder «die känn i scho, die han i au scho gha.»

In der Regel kommt es zu keiner Schlägerei, ganz einfach deshalb nicht, weil sich der Neuling unsicher fühlt und sich nicht in eine Keilerei einlassen will. In diesem Fall ist vor der ganzen Swinger-schaft klar bewiesen, wie gefürchtet Johnnys «trockene» Haken sind. Johnny aber sonnt sich an diesem Ruhm und erzählt nun weitere Heldentaten, wie er gestern in jenem Durchgang einen durch einen einzigen kurzen Haken «groggy» geschlagen und ihn dann in diesem Zustand mit einem «Direkten» so zahnlos gemacht habe, daß seine Großmutter ohne Gebiß bezahnter aussehe. Man weist zum Beweis einige Kratzer an den Fingern vor, die man sich in Wirklichkeit in der Bude holte, die nun aber als Kampfverstümmelungen angegeben werden.

Die Dämmern der Tischrunde glauben Johnnys Erzählung. Die Erfahrenen, die seine «Hämmer» kennen, lächeln vor sich hin und erzählen dann die Märchen im Geschäft als eigenes Erlebnis.

Diese Schicht hat mit dem bürgerlichen Milieu gemeinsam, daß der gute Ruf über

alles geschätzt wird. Nur versteht man unter einem guten Ruf etwas anderes. Wie süß ist es, wenn man von einem Kollegen vorgestellt wird: «Das isch dänn de John, Boxer, ganz großi Klauf, en gfürchige Brüeder. Ich säge immer, wänn de John s nötig Training hett, wärs um de Joe Louis gscheh, aber ebe, d Fraue bringed en abe.»

MANCHEN WERDEN allerdings die Freundinnen zum Verhängnis. Aber nicht daß wegen ihnen die gar nicht vorhandenen boxerischen Fähigkeiten abnehmen, sondern in anderer Richtung. Es ist auch nicht so, daß diese Burschen durch wilde Leidenschaften vom Pfad der Tugend abgelenkt werden. Aber es ist so, daß das Prestige stark davon abhängt, wieviel «tüüri Fraue» man besitzt oder, besser gesagt, einem zugegan sind, wenn man für sie Zeit hat. Während man sich einer Verehrerin widmet, legt man die andern «aufs Eis» oder «salzt sie ein».

Aber früher oder später kommt eben doch der Moment, wo man sich aus den

FABELTIERE



Das Loheng-rind

« Trubels », die man mit seinen Freundinnen hatte und die man mit Ratschlägen erfahrener Kollegen beheben konnte, nicht mehr ziehen kann. Jacky wird dann etwas, was er sich nie träumen ließ — Vater. Viele werden nun ziemlich unsanft durch die Hand des Staates aus den Wolken auf den harten Boden der Wirklichkeit gesetzt, und man kann dann den Jacky oder Blacky plötzlich unter dem Namen Chrigei oder Hans als Zögling einer Erziehungsanstalt oder Hilfsarbeiter in einer Fabrik arbeiten sehen. Für die meisten dauert aber der Lebensabschnitt, während dem sie die « seriöse Tour » machen, nicht allzu lang. Bald « verjagt » es ihn oder auch sie, und beide gehen wieder in die alten Jagdgründe zurück.

Man ist inzwischen älter und zu fein geworden, um sich als Hilfsarbeiter zu betätigen und wird deshalb Vertreter. So kann man die ganze Woche « i de guete Schlüüch », « im guete Sack » umhergehen.

Gelegentlich macht man einen guten Abschluß, und mit dem ersten Geld wird sofort ein Wagen « gekrönt » (sprich: angezahlt), und unmerklich schlittelt man in die Kriminalität hinein. Ist das merkwürdig, in einem Milieu, wo es als Ehrenpunkt gilt, wenn man nachweisbar einige Zeit « im Dörfli lag », d. h. in der Strafanstalt Regensdorf saß?

Manche dieser Gesellen entwickeln sich unmerklich zum Zuhälter. Das fängt vielleicht so an, daß sie ihren Geschäftsherren als Führer durch die Dancings dienen. Sie kennen natürlich am besten die Schwächen der kleinen Fabrikarbeiterinnen mit den « Bütschgis » (aufgestelltes Haupthaar) für Autos und den Luxus. Der mittelalterliche, prosperierende Neureiche würde sich natürlich nicht getrauen, sich allein an eine solche « Sache » heranzumachen, doch in Begleitung des Vertreters kann man das eher riskieren. Man lädt dann die Daisys am Sonntag ins Weekend ein, und die dummen, bleichen Mädchen kommen sich im Luxuswagen ihres Freundes aus zweiter Hand wie Rita Hayworth vor, die nach Miami Beach fährt. Und bietet dieses Weekend nicht eine Gelegenheit, über

Samstag/Sonntag dem « Kostgeldmais » des Alten zu entfliehen?

UND WAS wird nun aus den Swingboys und Swinggirls, wenn sie älter werden?

Was die Mädchen betrifft, so rekrutiert sich aus diesem Reservoir die große Kategorie der ausgehaltenen Frauen. Gelegentlich gelingt es allerdings einer, einen reichen Typ als Ehemann zu ergattern. Andere wieder werden ganz einfach Prostituierte.

Die Mehrzahl aber heiratet schließlich und erfüllt dann ihre Mutter- und Hausfrauenpflichten schlecht und recht. Meistens allerdings schlecht, aber nicht immer. Ich habe viele gekannt, die nachher sehr aufopfernde Gattinnen und Mütter wurden.

Bei den Burschen geht es ähnlich. Ein Teil wird kriminell, andere aber finden den Weg zurück. Man kann sie vielleicht in 20 Jahren jede freie Minute in einem Familiengarten arbeiten sehen, und nichts im Gehaben und Aussehen erinnert mehr an den ehemaligen Swingboy.

Man muß eben nicht vergessen, daß nicht alle die Dancingbesucher grundsätzlich verdorben sind. Sicher, vielen von ihnen ist nicht zu helfen; sie werden von der zweideutig unrealen Atmosphäre angezogen wie Motten durch das Licht. Sie wollen sich ins Verderben stürzen, und niemand könnte sie zurückhalten. Andere aber kommen durch Zufall oder Verführung in dieses Milieu. Wenn man ihnen eine andere Gelegenheit bieten würde, ihren jugendlichen Tatendrang zu befriedigen oder ganz einfach mit Altersgenossen zu flirten und zu tanzen, so würden sie diese ebenso gerne ergreifen. Ich halte deshalb die alkoholfreien Dancings, die der Frauenverein organisiert hat, für eine recht gute Einrichtung.

Mit Verboten hat man noch nie die Welt verbessert, und mit Verboten kann man auch nicht den schlimmen Einfluß, den die Dancings ausüben, verhindern. « *Il ne faut pas combattre le vice, mais encourager la vertu* », sagt mit Recht Pascal.